Nr. 505. Morgenausgabe. Erstes Blatt. Dienstag, 28. Oktober 1913.

Königsberger Hartungsche Zeitung.

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung" erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Bestellgeld). Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Gründungsjahr der Hartungschen Druckerei (weiland Reußner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., für Inserenten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pfg.) Reklamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Braunschweig hat seinen Herzog.

Berlin, 27. Oktober. Nachdem in der heutigen Plenarsitzung des Bundesrates der Vertreter der herzoglich braunschweigisch-lüneburgischen Regierung, Staatsminister Hartwieg, unter Vorlegung der Verzichtsurkunde davon Mitteilung gemacht hatte, daß Seine königliche Hoheit der Herzog von Cumberland auf den Thron Braunschweigs verzichtet habe, beschloß der Bundesrat einstimmig, dem Antrag Preußens wegen der Thronfolge des Prinzen Ernst August in Braunschweig zuzustimmen.

Mit diesem Beschluß des Bundesrats ist für Braunschweig die „herzoglose, die schreckliche Zeit" vorbei. Der 27. Oktober 1913 wird für unsere innerdeutschen Verhältnisse, soweit es sich um das Welfenproblem und die Beschwörung braunschweigischer Thronfolgenöte handelt, ein historisches Datum sein, wie es der 2. Juli 1885 und der 28. Februar 1907 sind.

Als am 18. Oktober 1884 der Herzog Wilhelm von Braunschweig starb, wurde die Welfenfrage für die praktische Politik zum ersten Male „aktuell". Der Herzog von Cumberland sandte ein Patent an das braunschweigische Staatsministerium, worin er erklärte, daß er die Regierung des Herzogtums antrete. Zugleich forderte er das Ministerium auf, dies seinen getreuen Braunschweigern bekannt zu geben. Indessen, so einfach lagen die Dinge eben weder für die Braunschweiger, noch für Preußen, noch für das Reich. Der Weg zur Burg Heinrichs des Löwen, zu dem braunschweigisch-lüneburgischen Fürstenthrone, war stark mit Hindernissen gepflastert. Der Anspruch des Hauses Cumberland auf die Wiederherstellung des ehemaligen Königreichs Hannover, also das Cumberländische Prätendententum, machte es nötig, die Frage der Thronfolge im Bundesrat zu prüfen, und der Bundesrat entschied erstmals an jenem 2. Juli 1885, daß die Regierung des Herzogs von Cumberland den grundlegenden Vereinbarungen, auf denen das Deutsche Reich beruhe, und der Reichsverfassung widerstreite. Ebenso entschied der Bundesrat auch 1907, als das Haus Cumberland nach dem Ableben des Prinzregenten Albrecht von Preußen aufs neue den ihm laut Erbvertrag zustehenden braunschweigischen Thron begehrte. In Frage kam 1907, wie auch jetzt, die Thronfolge des jüngsten Sohnes Cumberlands, des Prinzen Ernst August von Cumberland. Aber trotzdem der Herzog von Cumberland in einem Briefe vom 15 Dezember 1906 an das braunschweigische Staatsministerium unter anderem erklärte: „. . . außerdem ist mein Sohn Ernst August bereit, für sich und seine Deszendenz auf die Ansprüche meines Hauses auf Hannover zu verzichten, weshalb die Ausschließung meines jüngsten Sohnes durchaus unbegründet ist" — — trotzdem also, trotz diesem Verzichtangebot, ließ der Bundesrat die Sperre des braunschweigischen Thrones für die Cumberland-Dynastie bestehen. Er glaubte aus nationalen und politischen Gründen auf seinem Schein beharren zu sollen, nämlich auf der Forderung, daß gemäß dem Beschlusse vom 2. Juli 1885 vor der Begründung einer neuen Welfendynastie in Braunschweig alle Mitglieder des Hauses Cumberland ihren Ansprüchen auf Hannover entsagen müßten.

Das war geltendes Recht bisher in der braunschweigischen Frage. Seitdem im vorigen Winter sich engere Familienbeziehungen zwischen den Häusern Hohenzollern und Cumberland knüpften und im Frühling die Prinzessin Viktoria von Preußen die Gemahlin des Prinzen Ernst August wurde, griff in den maßgebenden Kreisen der preußischen und der Reichsregierung überraschend schnell eine völlig andere Beurteilung der Rechtslage und der ganzen Angelegenheit ein. Von dem, was früher als Eck- und Grundstein der Thronfolgebedingungen gegolten hat, von einem staatsrechtlich bindenden Verzicht auf Hannover, war in den Unterhandlungen, die zwischen Berlin einerseits und Gmunden und Rathenow auf der andern Seite geführt wurden, überhaupt nicht mehr die Rede. Man erfuhr es im Juni, als der historische Aprilbrief des Prinzen Ernst August an den Reichskanzler veröffentlicht wurde, um das — allerdings völlig vergeblich — recht laut und ungebärdig gewordene Welfentum ein wenig zur Ruhe zu weisen. Weite Volkskreise vermochten sich mit einer Behandlung des Welfenkonfliktes, die in so absolutem Widerspruch stand zu der früheren Haltung der preußischen Regierung und des Bundesrats, nicht zu befreunden. Sollte alles, was früher als Quintessenz höchster Staatsweisheit gegolten, mit einem Male keinen rechten Sinn mehr in sich schließen, überhaupt niemals, was von allzu eifrigen Verteidigern der neuzeitlichen Bethmannsche nWelfenstrategie sogar ernstlich behauptet worden, einen vernünftigen Sinn beiessen haben? Die Regierung wies auf die enge Familienverbindung zwischen den Häusern Hohenzollern und Cumberland hin, auf den Fahneneid und den schon erwähnten Prinzenbrief, und trat schließlich, als die kritischen Stimmen immer noch nicht schweigen wollten, anfangs dieses Monats mit Interpretationen zu diesem Brief an die Oeffentlichkeit. Es wurden dann in offiziösen Andeutungen noch weitere Zusicherungen des Prinzen Ernst August verheißen, die die letzten Skrupel und Zweifel allzu Bedenklicher zu Boden schlagen sollten. . . .

Das Votum des Bundesrats, das dem Prinzen Ernst August den Weg zum braunschweigischen Thron ebnet, ist nun erfolgt — erfolgt ohne den ehemals so unerbittlich geforderten Verzicht, auf der Basis der von der preußischen Regierung als genügend erachteten Garantien. Man sah diese Entwicklung der Dinge immer deutlicher sich vollziehen, den Abschluß der Braunschweiger Frage in einer Form, die staatsrechtliche Bindungen ausschaltet und alles auf Vertrauen stellt, zu einer unabänderlichen Tatsache werden — und man wird versuchen müssen, sich so gut als möglich damit abzufinden. Ist ja die Welfenfrage auch, bei allem Mißbehagen, das sie zeitweilig verursacht hat, nicht von solchem Belang, daß sie den Lebensinteressen des großen Deutschen Reiches zu irgend einer Zeit gefährlich werden könnte. Indessen auf eine Ergänzung und gleichsam solidere Fundierung der Garantien im Sinne der früheren offiziösen Andeutungen hätte am Ende mancher doch noch gerechnet, als sie die Begründung des preußischen Antrages bietet, die nachfolgend nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" mitgeteilt sei. Die Begründung weist keinen einzigen neuen Gesichtspunkt auf; sie faßt nur zusammen, was offiziös und offiziell wiederholt an Gründen zur Rechtfertigung der Bethmannschen Welfenpolitik vorgebracht wurde.

Auf alle Fälle: die Braunschweiger sind ihres dreizehn Jahre langen Regierungsprovisoriums ledig, die braunschweigische Frage ist abgetan. Keineswegs die Welfenfrage. Wir wollen aber aufrichtig wünschen, daß von der Neuordnung der braunschweigischen Verhältnisse eine günstige Wirkung auf die Welfenbestrebungen in Hannover ausgeht. Die nächste Zukunft schon dürfte hierüber einigen Aufschluß geben. —mp—

*

Braunschweig, 27. Oktober. Nach amtlichen braunschweigischen Nachrichten findet der Einzug des Herzogspaares am 13. November statt.

*

Die Begründung des preußischen Antrages.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt: Der Antrag Preußens zur braunschweigischen Thronfolgefrage, der heute vom Bundesrat einstimmig angenommen wurde, lautet wie folgt:

Berlin, den 16. Oktober 1913. Die königlich preußische Regierung hat auf einen Antrag vom 18. Mai 1885 (Nr. 89 der Drucksachen) die Aufmerksamkeit des Bundesrates darauf gelenkt, daß zwischen Preußen und Braunschweig Mißhelligkeiten voraussichtlich entstehen würden, wenn Seine königliche Hoheit der Herzog von Cumberland Herzog von Braunschweig würde. Der Herzog von Cumberland habe sich dem Proteste seines Vaters, des Königs Georg, gegen den durch die Reichsverfassung gewährleisteten preußischen Besitz der Provinz Hannover, angeschlossen, und befinde sich in ideellem Kriegszustande gegen Preußen. Seine Thronbesteigung würde deshalb die unvermeidliche Folge haben, daß sich in Braunschweig unter der staatlichen Autorität eines der Teilhaber an der souveränen Bundesgewalt ein Stützpunkt für Verfolgung widriger Bestrebungen bilden würde, deren Spitzen gegen die Integrität des preußischen Staates gerichtet wären. Die innere Sicherheit des Reiches würde dadurch gefährdet. Der Bundesrat hat hierauf am 2. Juli 1885 (§ 422 des Protokolls) beschlossen: Die Ueberzeugung der verbündeten Regierungen dahin auszusprechen, daß die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig, da derselbe sich in einem dem verfassungsmäßig gewährleisteten Frieden unter den Bundesgliedern widerstrebenden Verhältnisse zu dem Bundesstaate Preußen befände, und im Hinblick auf die von ihm geltend gemachten Ansprüche auf Gebietsteile dieses Bundesstaates mit den Grundprinzipien des Bundesvertrages und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei.

Im Jahre 1907 hat Braunschweig anläßlich des Todes seines ersten Regenten auf Grund des Regentschaftsgesetzes vom 16. Februar 1879, Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, beim Bundesrat eine Nachprüfung der Angelegenheit angeregt (Nr. 8 und 38 der Drucksachen), nachdem der Herzog von Cumberland am 2. Oktober 1906 erklärt hatte, daß er mit seinem ältesten Sohne, dem Prinzen Georg Wilhelm, zugunsten seines jüngsten Sohnes, des Prinzen Ernst August, auf den braunschweigischen Thron verzichten würde, sobald die Gewißheit bestehe, daß der Regierungsübernahme des jüngsten Sohnes kein Hindernis entgegenstehe. Die herzoglich braunschweigische Regierung hat hierbei betont, daß durch diese Erklärung die Sach- und Rechtslage, die zu dem Beschluß des Bundesrats vom 2. Juli 1885 geführt und in ihm Ausdruck gefunden habe, verändert sei und daß, falls die Organe des Herzogtums ihre Entschließungen von lediglich braunschweigischen Gesichtspunkten aus zu fassen hätten, der Uebernahme der Regierung

---

Anfangen immer und niemals vollenden,
Heißt Zeit und Kraft als tot verschwenden,
Der Weise erwägt erst seine Kraft,
Bevor er etwas beginnt und schafft.

J. Sturm.

Tod, wo ist Dein Stachel?

Berlin, im Oktober.

Nicht in der Luxusarena eines der größeren Zirkusse, nicht auf dem Podium eines der maßgebenden Variétés — wo der Flirt der Künstler mit dem Tode dazu gehört, wie die Suppe zu einem kompletten Mittagessen ist es. Nein, über dem, was ich erzählen will, wölbt sich der stark angeräucherte, von quellendem Tabaksdampf bewölkte Plafond eines jener Volkstheaterchen, die im Innern der Hauptstadt den Urberlinern die Tafel der künstlerischen Genüsse für kleine Preise überreichlich decken. Eben hat die Soubrette mit dem schönen Liedchen: „Ja, det is die scheene, jriene deutsche Laubenkolonie", wo der Leierkasten spielt: „Nut, nut: wie schön bist du, Marie", melancholische Sommererinnerungen aufgerührt: jetzt steht ein braunblonder, straff gewachsener Mensch im Akrobatendreß auf der Bühne und beginnt, die pantherkatzengleiche Geschwindigkeit, das von keinem Fehlgriff, von keiner Fehlbewegung aus der Fassung zu bringende Training seines Körpers auf allerhand aus Holztischen und Holzstühlen aufgeführten Bauten auszustellen. Eine blauäugige Blondine, in deren Nase es bei Wolkenbrüchen bestimmt hineinregnen wird, ist die Flügeladjutantin, die Handlangerin des Artisten, um den sie trippelnd, mit den bekannten wohlabgerundeten Bewegungen herumschwänzelt. Man möchte lächeln: aber aus der Produktion des Akrobaten heraus starrt es wie eine finstere, das Lachen schnell zum Absterben bringende Miene, ballt es sich wie eine jede Luftstimmung verwehrende Faust. Und die Gesichtsmuskeln des Zuschauers spannen sich, die Augen werden rund und groß, der Pulsschlag klopft wie ein Stahlhämmerchen, als man sieht, daß dieser Mann mit seiner dem Körper und den Gliedern angezüchteten Gewandtheit nicht amüsieren, sondern vor allem das Gruseln lehren will! Man sagte mir, daß dieser Mensch sich einmal, bei der Vorübung zu einem neuen Trick, den rechten Arm aus dem Gelenk gekugelt hat, daß er aber trotzdem, allem Natürlichen, allen Gesetzen, die der Körper zu diktieren gewohnt ist, Fehde ansagend, seine Abendarbeit fortsetzte, bis der Arm, der Zähigkeit seines Besitzers nachgebend, von selbst in seine alte Lage zurückgekehrt und wieder „all right" war . . . Wenn man diese Episode aus seinem Leben kennt, kennt man den ganzen Artisten. Man denkt, soweit man die Gedanken nicht ganz in den Schraubstock dieses aufregenden Schauspiels gepreßt fühlt, auch ein bißchen an den Baumeister Solneß, als man sieht, wie dieser Variétédesperado sein Leben immer leichtfertiger feilbietet, seine Tisch- und Stuhltürme immer höher baut; als er jetzt, hart am Rande des Abgrundes, auf einem Stuhl, der wieder auf den Beinen eines umgekehrten Stuhles balanciert, ein Glas Wein trinkt, eine Zigarette raucht; als er in nachlässiger Genießerstellung, im Sitz zurückgelehnt, die Beine schwenkt, wobei der Stuhl immer noch ein Haarbreit der Tiefe entgegengleitet; als er dann endlich den Holzsessel, sein ganzes Körpergewicht einsetzend, haarscharf vor dem Absturz, doch noch zu bremsen vermag . . . Und dann kommt das letzte, wo auch der Abgefeimte, der nun seit Jahrzehnten den Sauerteig der kitzligsten Sensationen verdaut, für ein paar Minuten das Schwitzen lernt. Die Pyramide ist nun aus Tischen und Stühlen so hoch geschichtet, daß sie — unmittelbar vor der Rampe und hinter dem Souffleurkasten — weit über die Höhe der kleinen Bühne hinausragt. Mit einer Intensität, als ob sie ihn mit dem Blick an seinen Sitz anschmieden könnte, mit einer Aufmerksamkeit, die doch sicher an jedem Abend von neuem innerlich zittert und bebt, sieht die blonde Assistentin zu ihrem Kameraden empor, der da oben wieder, wie ein ungezogener Junge, in seinem Stuhl-Vogelnest herumzappelt. Jetzt stößt er einen gellenden Schrei aus, der — zugleich mit dem hellen Schrei der Assistentin — wie ein Faustheb gegen Schläfe und Herz des Zuschauers prallt: denn indem der Akrobat, den Rücken gegen die Lehne werfend, seinen Stuhl jäh nach rückwärts stößt, scheint er jetzt wirklich, herab von der Tischplattform, den Bergabsprung nach unten riskieren zu wollen . . . Dieses Mal ist's freilich noch ein Witz. Hart an der Böschung pariert der Artist seinen Stuhl wie ein widerspenstiges Pferd. Er lacht ins Publikum hinab: man merkt, daß man ein Quantum Nervensubstanz an eine Fopperei vergeudet hat, und möchte dem Mann beinahe ins Gesicht schlagen. Dann aber wird aus der Spiegelfechterei Wahrheit! Wieder gleitet der Stuhl über den Tisch, läßt sich aber dieses Mal von der Grenze des Randes nicht beirren, purzelt mit seinem Insassen rittlings durch die Luft, überschlägt sich, bewegt sich, schwebt und landet, während zwanzig, vierzig, fünfzig Kehlen in scharfem Diskant aufkreischen, auf dem Holz des Podiums. Der Artist grüßt mit lachender Gleichgültigkeit: „Me voilà . . . aber es war gar nichts!" Tut nichts: an einem Abend, wenn mors imperator des mit ihm getriebenen Schindluders endgültig müde sein wird, wird man den Versucher doch mit gebrochenem Genick vom Platze tragen . . .

„Tod, wo ist dein Stachel?" fragt in Herbert Eulenbergs Drama „Zeitwende" Sebald, der romantische Räsonneur des Stückes, der Träumer, dessen Skepsis zum ersten Male auch das Schaudern und das Fürchten lernt, als er am Sterbebett des Vaters mit dem Würgeengel Tod Auge in Auge steht. Die Kinder dieser Zeit (und nicht der Zeitwende) sind daran gewöhnt, sich vom Todesmotiv weniger erschüttern, als zum Widerspruch reizen zu lassen. Sie pflegen den Tod als einen Gegner zu betrachten, vor dem man nicht kuscht, sondern den man vor die Klinge fordert: und in der Beziehung darf der Artist aus dem Berliner Volkstheater, der würdige Beufsgenosse des „Looping the loop", wohl als ein charakteristisches Symbol dieser Epoche gelten. Tod, wo ist dein Stachel? Hunderte von Menschen ersticken im Massengrab des englischen Bergwerks, unter dem Druck des giftigen Brodems, der ihren Hals wie eine Schlinge einschnürt, sterben auf dem Scheiterhaufen, zu dem plötzlich der in Flammen gesetzte Amerikadampfer wird: und man wird trotzdem sich weiterhin Kohle und Eisen ernten, wo man Blut säte: man wird auch weiterhin der Meinung sein, daß es notwendiger ist, die See zu befahren, als zu leben. Eben hat man, unter dem Salut der Hohen und Höchsten, bei gedämpfter Trommel Klang die dreißig Opfer der letzten „Zeppelin"-Katastrophe bestattet. Ueber dem weißen Haar des alten Grafen Zeppelin krächzen die Raben: der Respekt vor dem Opfermut der Dreißig kann die Klage ihrer Angehörigen nicht in Jubel, die Totenkränze nicht in Blumengirlanden, die Gräber nicht in Festestafeln verwandeln. Aber kaum acht Tage später konstatiert bei dem seinen Berliner Besuch einleitenden Five o'clock im Hotel Adlon der schlanke, schwarzhaarige Herr Pegoud, Aviatiker aus Paris, zwischen einem Benediktiner und einer Zigarette: „Keine Todesgefahr mehr für einen Piloten, der kaltblütig ist!" und: „Die Aviatik ist kein gefährlicher Sport. Ich wenigstens fühle mich sicherer auf dem Aeroplan, denn auf dem Automobil . . . Ich kenne keine Hindernisse in der Luft!" Und abermals vierundzwanzig (und achtundvierzig) Stunden später läßt derselbe „jugendliche Held" up to date der Wortgrimasse gegen das Schicksal die herausfordernde Tat folgen. Gerade über dem Flugplatz von Berlin-Johannisthal, gerade über diesem Boden, auf dem jeder Fußbreit das Recht hätte, ein Totenkreuz zu tragen, courbettiert er auf seinem Flugrößlein durch die Luft, durch die (in Hörweite) noch die Seufzerreste der letzten Todesopfer schweben. Er dreht sich hoch oben in den Wolken mit seinem Apparat um sich selbst, schlägt Saltomortale, läßt sich herabgleiten wie mein Volkstheaterartist mit seinem Stuhl, und zeigt dabei, obszön, schamlos, zynisch dem Himmel die — Kehrseite der Medaille . . . Gerhart Hauptmann, der Dichter hat neulich — als Regisseur — der „Tell"-Aufführung des „Berliner Künstlertheaters" manche Schillersentenz als veraltet, verstaubt und überlebt gestrichen. Das Schillerwort: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht" (aus der „Braut von Messina") hätte er als eine der maßgeblichsten, täglich durch die Taten der Mitlebenden bewiesenen Schlagworte unserer Zeit wohl an seinem Platze lassen müssen . . .!

Walter Turszinski.

durch den Prinzen Ernst August nichts mehr im Wege stehen würde. Der Bundesrat aber hat eine entscheidende Aenderung der Rechtslage nicht anerkennen können und demgemäß am 28. Februar 1907 (§ 153 des Protokolls) den durch den Beschluß vom 2. Juli 1885 geschaffenen Rechtszustand aufrechterhalten. In dieser Zeit sind durch eine Kette von Ereignissen die Beziehungen des herzoglich braunschweigisch-lüneburgischen Hauses zu Preußen und seinem Königshause derartig verändert worden, daß eine erneute Nachprüfung der Angelegenheit geboten erschien.

Nachdem der Prinz Georg Wilhelm am 20. Mai 1912 gestorben ist, kommt als Herzog von Braunschweig, sobald Seine königliche Hoheit der Herzog von Cumberland den im Jahre 1906 und jetzt erneut in Aussicht gestellten Verzicht auf den braunschweigischen Thron ausgesprochen haben wird, lediglich Prinz Ernst August in Betracht. Durch die Vermählung des Prinzen mit der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen sind zwischen dem preußischen Königshause und dem herzoglich braunschweigisch-lüneburgischen Hause enge Familienbeziehungen geschaffen worden. Seine königliche Hoheit hat außerdem, mit Zustimmung seines Herrn Vaters, seine Anstellung als Offizier im königlich preußischen Heere nachgesucht und Seiner Majestät dem Kaiser und König Treue und Gehorsam eidlich gelobt. Er erblicke in diesem Eide, wie er dem unterzeichneten Reichskanzler und königlich preußischen Ministerpräsidenten gegenüber schriftlich erklärt hat, zugleich das Versprechen, daß er nichts tun und nichts unterstützen werde, das darauf gerichtet sei, den derzeitigen Besitzstand Preußens zu verändern.

An dieses Versprechen erachte er sich für immer gebunden, da es eine Verpflichtung enthalte, die sich für einen deutschen Bundesfürsten von selbst ergebe. Unter diesen Umständen kann nicht mehr behauptet werden, daß der Herzog von Cumberland und sein Haus sich zu dem Bundesstaat Preußen in einem Verhältnis befindet, das dem reichsverfassungsmäßig gewährleisteten Frieden unter den Bundesgliedern widerstreite. Hiernach ist es aber auch ausgeschlossen, daß durch die Uebernahme der Regierung Braunschweigs durch den Prinzen Ernst August die Welfenpartei, die trotz aller dieser Ereignisse noch immer für das Haus des Herzogs von Cumberland Ansprüche auf Gebietsteile Preußens glaubt verfechten zu müssen, eine mit dem inneren Frieden und der Sicherheit des Reiches nicht verträgliche Unterstützung ihrer Bestrebungen erfahren würde. Die königlich preußische Regierung ist daher der Ueberzeugung, daß die Voraussetzungen, auf denen die Beschlüsse des Bundesrats beruhen, weggefallen sind. Nachdem die braunschweigische Regierung am 11. August 1913 eine Nachprüfung der Angelegenheit angeregt hat, erachtet die preußische Regierung, die zu dem Beschlusse des Bundesrats vom 2. Juli 1885 die Veranlassung gegeben hat, es für ihre Pflicht, den Bundesrat von dieser ihrer Ueberzeugung in Kenntnis zu setzen und den Antrag zu stellen: der Bundesrat wolle beschließen: 1) die Ueberzeugung der verbündeten Regierungen dahin auszusprechen, daß die Regierung des Prinzen Ernst August, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, in Braunschweig im Hinblick auf die inzwischen eingetretenen Veränderungen der Sach- und Rechtslage mit den Grundprinzipien des Bundesvertrages und der Reichsverfassung vereinbar sein würde; 2. die braunschweigische Bundesregierung hiervon zu verständigen. gez. v. Bethmann Hollweg.

*

Braunschweig, 27. Oktober. Die außerordentliche Landtagssession wurde heute Nachmittag bald nach 3 Uhr durch eine vom Minister Redkau verlesene Ansprache eröffnet. In derselben macht der Minister Mitteilung von dem Beschluß des Bundesrats und fuhr fort: Erfüllt von hoher Freude und tief bewegt stehen wir somit nach 28jähriger Wirksamkeit des Regentschaftsgesetzes unmittelbar vor der Thronbesteigung des Prinzen Ernst August. Es muß dem leitenden Minister vorbehalten bleiben, in den nächsten Sitzungen die einschlägigen Vorgänge zu würdigen. Schon heute ist aber hervorzuheben, daß die Landesregierung in Uebereinstimmung mit dem Standpunkt Seiner königlichen Hoheit es für angezeigt erachtet, die Regelung der landesfürstlichen Rente in Höhe des heutigen Bezuges des Regenten durch die dem Ausschuß der Landesversammlung zugegangenen Vorlage noch vor dem Regierungsantritt Seiner königlichen Hoheit herbeizuführen. Weitere gesetzliche Vorlagen kommen für die Zeit bis zum Regierungswechsel voraussichtlich nicht in Betracht. Zum ersten Präsidenten wurde hierauf der Abgeordnete Krüger-Wolfenbüttel gewählt und vom Herzogregenten bestätigt.

Regierung und Volksvertretung.

In vier Wochen nimmt der Reichstag seine Arbeiten wieder auf. Das preußische Abgeordnetenhaus wird erst unmittelbar vor dem spätest zulässigen Termin Mitte Januar zusammentreten. Als Vorwand für die geringe Rücksichtnahme auf den einmütigen Wunsch des Abgeordnetenhauses nach Eröffnung der Landtagssession schon vor Weihnachten muß die angebliche Unmöglichkeit herhalten, den Staatshaushalt schon bis Anfang Dezember im Entwurf fertig zu stellen. Weit plausibler klingt der Grund, den die „Berliner Politischen Nachrichten" vor kurzem gegen einen frühzeitigen Beginn der Landtagssession angeführt haben: die Minister wollen so lange wie möglich Ruhe haben vor dem Parlament und möchten so wenig als möglich durch den Landtag behelligt werden. Das Parlament gilt eben bei den maßgebenden Stellen in Berlin noch nicht als ein gleichberechtigter Faktor der Gesetzgebung, sondern als ein notwendiges Uebel, das geduldet werden muß, dessen Mitglieder aber mehr Freude erregen, wenn sie Abschied nehmen, als wenn sie kommen.

Am 30. Juni hat der Reichstag seine Arbeiten unterbrochen. Wenige Tage vorher ist das neugewählte preußische Abgeordnetenhaus zu einer kurzen Session zusammengetreten, die alsbald wieder geschlossen wurde. Es ist nicht bekannt geworden, daß seitdem in vier Monaten der Reichskanzler das Bedürfnis gefühlt hätte, sich mit einem der Parteiführer, auf deren Unterstützung er im Reichstag oder im preußischen Abgeordnetenhaus angewiesen ist, über irgendeine wichtige Frage auszusprechen. Stoff zu solchen Konferenzen hätte in Hülle und Fülle, sowohl für die äußere wie für die innere Politik, nicht nur für das Reich, sondern auch für Preußen vorgelegen. Um so mehr Beachtung verdient die Nachricht, daß der Reichskanzler demnächst mit den Führern der bürgerlichen Fraktionen im Reichstag vertraulich Rücksprache nehmen will über die Erledigung der braunschweigischen Frage. Dieser plötzlich erwachte Drang nach einer Annäherung an die parlamentarischen Führer kann nur als ein Beweis der Unsicherheit, wenn nicht gar der Furcht vor einer Niederlage in dieser Frage gelten. Ueberdies scheint sich das Bedürfnis des Reichskanzlers nach einer Unterredung mit parlamentarischen Führern gerade nur auf diese eine Frage zu beschränken. Die Fraktionsvorsitzenden, die demnächst über die braunschweigische Frage ins Vertrauen gezogen werden sollen, werden hiernach das Entgegenkommen des Herrn v. Bethmann Hollweg nach Ursache und Wirkung einzuschätzen wissen.

Wenn der Reichstag demnächst wieder zusammentritt, so wird er auf der Bank der Staatssekretäre nur ein neues Gesicht finden. In den Reihen der Staatssekretäre selbst ist keine Veränderung seit dem Sommer erfolgt. Aber der preußische Kriegsminister, der im Reichstag sehr viel häufiger als im preußischen Abgeordnetenhaus Rede und Antwort zu stehen hat, tritt als neuer Mann, wenn auch nicht als Neuling vor das Parlament. Kriegsminister v. Falkenhayn hat erst Anfang Juli nach der Vertagung des Reichstags den Kriegsminister v. Heeringen ersetzt. Weitere Veränderungen haben sich im preußischen Staatsministerium und in den Reihen der Staatssekretäre seit dem Regierungsjubiläum des Kaisers nicht vollzogen. Ueberhaupt ist in letzter Zeit der Ministerverbrauch nicht so stark gewesen, wie in den ersten drei Jahren nach dem Rücktritt des Fürsten Bülow. Im März vorigen Jahres mußte nach dem Rücktritt des Staatssekretärs Wermuth festgestellt werden, daß seit der Berufung des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg als Nachfolger des Fürsten Bülow im Juli 1909 in den obersten Reichs- und preußischen Staatsämtern zehnmal ein Wechsel erfolgt war, das System Bethmann Hollweg also durchschnittlich in jedem Vierteljahr einen Minister oder Staatssekretär verbraucht hatte. Seitdem sind mehr als anderthalb Jahre vergangen. In dieser Zeit hat nur das Kriegsministerium einen neuen Herrn erhalten, abgesehen von dem Wechsel im Auswärtigen Amt, wo der jähe Tod des Staatssekretärs v. Kiderlen-Wächter unmittelbar vor dem Jahresschluß die Berufung des Herrn v. Jagow notwendig machte.

Nach altem parlamentarischen Brauch wird neuen Ministern oder Staatssekretären eine gewisse Schonzeit zugebilligt, bis sie sich in ihr neues Amt eingearbeitet haben. Der neue Kriegsminister v. Falkenhayn wird allerdings auf Rücksichtnahme nicht stark rechnen dürfen. Sein Vorgänger hat dem Reichstag am 19. April zugesagt, daß er über die Stadien im Fall Krupp Auskunft geben wolle, sobald und soweit es das Gericht für angängig erachtet. Bis Ende Juni hat er diese Zusage nicht erfüllt. Inzwischen haben drei Krupp-Prozesse gespielt. Ihr Verlauf wird dem Reichstag zu zahlreichen Anfragen an den Kriegsminister Anlaß geben, deren Beantwortung nicht ohne weiteres durch den Hinweis abgelehnt werden kann, daß ja eine Kommission zur Prüfung der Rüstungslieferungen auf Wunsch des Reichstags eingesetzt ist und genaue Aufklärung über die den Fall Krupp betreffenden Fragen erhalten werde.

Wo immer parlamentarische Wünsche auftauchen: überall dieselbe Erfahrung: die Regierung verhält sich ablehnend. Anstatt die Mitarbeit des Parlaments freudig willkommen zu heißen, empfinden sie seine Anregungen als unbequeme und lästige Einmischungen. Gerade gegenüber der Volksvertretung ist die Auffassung von der unfehlbaren Regierungsweisheit und vom „beschränkten Untertanenverstand" besonders häufig bemerkbar. Statt miteinander zu arbeiten, arbeiten deshalb die gleichberechtigten Faktoren der Gesetzgebung zumeist gegeneinander.

—un—

Landtagsabgeordneter Kanzow bei den Brandenburgern.

Der brandenburgische Provinzialverband der Fortschrittlichen Volkspartei hielt gestern in Berlin einen außerordentlichen Parteitag ab. Landtagsabg. Kommerzienrat Blell-Brandenburg eröffnete die zahlreich besuchte Tagung mit herzlichen Worten der Begrüßung. Den Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr, den Ausfall der Landtags- und Reichstagsersatzwahlen, sowie über den Stand der Organisation erstattete Parteisekretär Elbel. — In der Diskussion kam — wie uns ein Drahtbericht meldet — wiederholt der Wunsch zum Ausdruck, künftig rechtzeitiger mit der Aufstellung der Kandidaturen zu beginnen und eine sich alljährlich wiederholende Agitation in die Wege zu leiten. Es wurde sodann beschlossen, den Antrag des Wahlvereins Niederbarnim auf Schaffung einer Halbmonatsschrift dem Vorstande zur Erledigung zu überweisen.

Darauf ergriff der Landgerichtsdirektor a. D. Landtagsabg. Kanzow-Königsberg das Wort, um herzliche Grüße der Parteileitung zu überbringen. Der Redner verbreitete sich in interessanter Weise übr die „derzeitige politische Lage," besprach die Jahrhundertfeier in Leipzig, die Welfenfrage, den Prozeß Knittel, die Reform des Preußischen Wahlrechts, die innere Kolonisation, die Neuordnung der Handelsverträge und rief zum Schlusse die Liberalen in Stadt und Land auf, tüchtig zu arbeiten, die Organisationen, die Partei und ihren Einfluß zu stärken und somit die Bahn für den Liberalismus freizumachen. Die Versammlung begleitete diese Ausführungen mit lebhaften Beifallsbezeugungen.

Alsdann wurde ein Antrag angenommen, daß 1. Entsprechend dem § 5 des Wahlgesetzes für den Norddeutschen Reichstag eine Vermehrung der Zahl der Abgeordneten für den Reichstag durchgeführt wird. 2. unbeschadet der Forderung einer gründlichen Wahlreform für das preußische Abgeordnetenhaus wenigstens die gröbsten Ungerechtigkeiten in der Vertretung der volksreichsten Wahlkreise abgestellt werden. — Der geschäftsführende Ausschuß legte den Entwurf der neuen Verbandssatzung vor, der glatte Annahme fand.

Amtliche Nachrichten.

Der König hat dem ord. Prof. i. d. phil. Fak. d. Univ. in Berlin, Mitglied d. Akad. d Wissensch., Geh. Reg.-Rat Dr. Otto Hirschfeld, dem Oberpräsidialrat v. Haugwitz, bish. i. Münster i. W., jetzt in Rosenthal, Landkr. Breslau, und dem Bankier, Geh. Komm.-Rat Sigmund Aschrott zu Berlin den königl. Kronenord. 2. Kl., dem Gutsnachtwächter Gottfried Marschinzig zu Skandau im Kreise Gerdauen das Allgem. Ehrenzeichen in Bronze verliehen.

Fernweh.

24] Roman von **Anna Behnisch-Kappstein.**

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Er sah sie an. „Das weißt Du noch?" fragte er, wie sie vorhin gefragt hatte; schnell, über seine Wendung ärgerlich, fügte er hinzu: „Das kannst Du doch unmöglich verstanden haben mit Deinen sechs Jahren."

„Verstanden nicht. Aber gemerkt habe ich mir's, die Worte klangen so geheimnisvoll. Wenn ich ehrlich sein soll, ich versteh's auch heute nicht, obgleich ich inzwischen Dein wunderschönes Buch gelesen habe."

„Du bewunderst, was Du nicht verstehst?"

Ueber ihr Gesicht glitt ein Lächeln, in dem geschrieben stand: „Du Tor, weißt Du nicht, wie oft das der Frauenliebe Schicksal ist?" Jedoch sie sagte: „Daß eine große Landschaft uns ausweitet, gebe ich zu. Aber wenn sie uns wohltat, sollen wir auch bei ihr bleiben wollen und ihr dankbar sein. Ich glaube gern, daß man irgend einen Punkt auf der Welt so lieb haben kann wie einen Menschen."

„Die ganze Welt kann man lieb haben, Lisa, — lieber als den liebsten Menschen."

„Das Unbekannte kann man doch nicht lieben! Darum, Rolf, verstehe ich auch nicht, wie man sich danach bangen kann. Fernweh? ach nein . . . ."

Rudolf lachte. „Eines Tages wirst Du doch auch den Unbekannten lieb gewinnen. All Eure ziellose und verträumte Sehnsucht, Ihr kleinen Mädchen, ist schließlich nichts weiter als das Bangen nach ihm. Also auch Fernweh."

In dem Mädchen schoß eine Regung auf, die sie über sich selbst hinaustrug. Ihr war, als müsse sie jetzt alles auf eine Karte setzen, wenn es ihr gelingen sollte, den Gedankengang des bürgerlichen Freundes ihrer Welt zu verketten. Fest und ernsthaft sprach sie: „Darin irrst Du. Mein Herz gehört nur Menschen, die ihm vertraut sind; Heimweh habe ich nach solchen Menschen."

Wieder sah er auf sie nieder, die sehr blaß mit brennenden Lippen vor ihm im Stuhl lehnte und den Blick demütig gesenkt hielt. Rauh entgegnete er: „Man kann nur Heimweh haben nach Dingen oder Menschen, die man schon besaß."

Sie flüsterte: „Die Frommen haben Heimweh nach der Ewigkeit — doch nur, weil sie sie schon in sich tragen wie ein Eigentum, der nichts von einem weiß. Wie die Frommen wissen, daß die Ewigkeit ihnen bestimmt ist, so wissen solche Menschen, daß — ihr Eigentum einmal zu ihnen zurückkehren muß. Das macht geduldig."

„Philosophin!" scherzte er mit Unbehagen. Noch sträubte er sich zu glauben, was sich da vor ihm erschloß.

Jetzt schickte sie einen müden stillen Blick zu ihm auf. Da quoll Erbitterung in ihm empor und verschlug ihm die Stimme. Fußangeln seiner Freiheit? Kampf war ihm recht, Mann gegen Mann, mit wuchtigen Fäusten! Auch im Kampf mit Frauen kannte er sich aus, wenn sie ihre Leidenschaft ins Zeug legten, die blitzenden Augen, den wogenden Busen, die klammernden Arme, Drohungen und Küsse . . . Diese aus Sanftmut und Schwäche geknoteten Fesseln umstrickten ihn aus dem Hinterhalt. Sie waren ihm eine unerprobte Gefahr. Deswegen rief er hart: „Liebe Cousine, das sind Sentiments weltfremder Seelen. Vergiß nicht, daß man auch eines anderen unfreiwilliges Eigentum sein kann. Daraus entsteht für beide Teile nichts Gutes. Der mit dem langmütigen Glauben wird aufgerieben in solchem Wahn, und der andere, der Unfreiwillige, zur Roheit und Grausamkeit getrieben."

Da zuckten ihre Lippen; aber als er ging, sandte sie ihm einen langen, sicheren und wissenden Blick nach, wie die Lebenserfahrene dem Phantasten.

Achtes Kapitel.

Spät Abends ging der „Harald" im Holandsfjord vor Anker. Die Rettungsboote wurden losgewunden und setzten alle, die nach Bewegung verlangten, zu dem mit Geröll beworfenen Ufer des schwarzgrünen und bewegungslosen Gewässers über. Hinter dem Steingürtel zog sich ein dichter Laubstreifen bis zur halben Höhe, und über den Birken und Eschen geisterte ein starres, weißes, körperhaftes Licht, das sich gewaltig gegen die schon ins Rosige verfärbte Himmelsbläue drängte.

Ein Fischer war aus seinem entlegenen Gehöft der Gesellschaft entgegengegangen und bot sich zum Führer an. Sein Hund umsprang ihn. Es war ein großes und ungestümes braunzottiges Tier mit guten klugen und munteren Augen. „Prachtkerl! Wie ein Bär sieht er aus," rief Professor Eisenbrecht, und in seinen Augen lachte die Lust an aller Kreatur. Lisbeth nahm mit Erstaunen die Fülle kindlichen Frohsinns wahr, die das abweisende Männergesicht um zehn Jahre verjungte. Sie war nur darum nicht an Bord geblieben, weil sich keine zweite Dame von der leichten Tour ausschloß: nun trippelte sie ein Stück hinter den anderen über den moorigen Waldboden.

„Heißt auch so . . . Björn!" lockte der Fischer, und der Hund schoß aus einem Tümpel in großen Sätzen über die Felsblöcke und leckte seinem Herrn die Hand. Rudolf bemühte sich um die Freundschaft des scheuen, noch jungen Gesellen und kraute ihm den dicken, durchnäßten Pelz. Björn reckte sich und legte dem Fremden die Vordertatzen kameradschaftlich auf die Schultern. Dessen graues Jackett triefte. Lachend schüttelte er den Hund ab, der die Abwehr für ein Spiel hielt und in Freudensprüngen zwischen den Touristen herumtobte. Bald hatten sie alle ihre Wasserspritzer im Gesicht und an den Kleidern. Lisa machte um das übermütige Tier einen Bogen wie um einen wirklichen Bären, und als es plötzlich an ihr vorbeisauste und sie fast umriß, tat sie einen Schrei.

„Hasenfuß!" murmelte Rudolf, blieb stehen, rief den Hund noch einmal und zwang ihn, dem Mädchen die Tatze zu reichen. Lisa wich zurück. Rudolfs Auge blitzte sie mit unverhohlener Verachtung an. „Du fürchtest Dich?"

„Ich liebe große Hunde nicht."

„Nur Schoßhündchen zum Spielzeug? Euch ist die ganze Natur ein Spielzeug. Hingebung, Andacht kennt Ihr nicht."

„Du redest doch von einem Hunde," sagte sie spitz, obgleich seine Heftigkeit sie erschreckte.

„Von einem vollkommen schönen Naturgebilde, einem Stück Urkraft, das ungebändigt wie ein Urzeittier in der Freiheit dieser Berge lebt. Dieses Tier ist so prächtig wie ein Eisberg oder ein Fjord. Es tut mir leid, wenn Du nichts davon empfindest. Mich erquickt solche Begegnung."

Mit dem Hunde um die Wette spang er vorwärts. Kopfschüttelnd sah sie ihm nach. „Seltsame Launen hat er," dachte sie bekümmert.

Bald vor Eilert Larsen neben ihm. Auch er hatte seine Freude an der Hatz und stelzte dem Braunen mit Ausdauer nach. Der Pfad wand sich neben blühendem und stark duftendem Faulbaum zu dem verzweigten grauen Gerieſel des Gletscherwassers, das sich zu Teichen staute. Bretter, lose auf überspülte Steine gelegt, dienten als Brücken. Björn verschmähte die Uebergänge und schwamm prustend durch die eiskalten Bäche. Zur Erwärmung flitzte er jedesmal, nachdem er ans Ufer gestoßen, in einem Kilometerbogen durch die ganze Talsenkung und blieb unsichtbar, bis sein Herr nach ihm pfiff. Manchmal auch verschwand er in der Richtung des Gehöfts und zeigte Unruhe und Widerstand, wenn er zurückgerufen wurde.

Nach einer halben Stunde stand man vor Svartisen. Das harte körperhafte Weiß stieg steil und breit gegen den Himmel und glich einem im jähen Sturz erstarrten Strom: er schien den Wolkenballen zu entquellen, die sich wie neue Berge über dem Gletscher türmten. Die bis zur Tiefe des Moränenschutts niederklaffenden Eisspalten schillerten blütenblau. Dicht am Schnee hoben sich aus feinblättrigem Moos die roten Kelche einer Orchidee. Im Dorngebüsch hüpfte ein Grünspecht, und vom Strand her girrten die Rufe der Feldhühner.

Der Fischer hatte Steigeisen mitgebracht. Larsen, der Schiffsarzt und Eisenbrecht bemächtigten sich ihrer und gingen dem blanken Eise zu Leibe, in das der Führer Stufen schlug. Björn war ihnen längst voraus. Hoch über dem Geklüfte, da, wo ein schimmernd glattes schräges Feld sich mit wagerechter Kante gegen den Horizont schob, stand er schweifwedelnd und bellte.

Grigorij Alexandrowitsch Ropuchin entfernte sich mit seinem gewaltigen Alpenstock längs der Moräne, nachdem er vom Führer erfahren, daß das Svartis sich in der Höhe mehr denn sechs deutsche Meilen lang ausbreite. Er erklärte, den Gletscher von der anderen Seite aus „nehmen" zu wollen. Diese sei einem Bergsteiger von seinen Ansprüchen zu leicht. Die Mutter setzte sich auf einen Stein, den sie mit ihrem Zobelpelz gepolstert, und sah verzückt dem Heldensohne nach. Die lockige Witwe schweifte mit kurzen Röcken im Gelände und suchte Pflanzen für ihr Herbarium: die Mumien, die mit Männerschritten die übrigen Frauen überholt hatten, sammelten Steine. Drei Engländerinnen hockten um die in Eile aufgeschlagene Ansichtskarten- und Erfrischungsbude und begehrten heißes Wasser von der Fischerfrau, um Tee zu bereiten, denn sie hatten vorher die Teestunde verschlafen. Lisa war auf halbem Wege umgekehrt und schlenderte mit Frau Karin Bruun plaudernd zum Strande zurück. Unterwegs trafen sie auf die Dame mit dem Raubvogelkopf. Ihre Kleider waren naß bis zum Knie, Hut und Schleier verschoben und ihre Hände schmutzig. Zögernd gestand sie, auf dem Steg gerutscht und in den Bach gefallen zu sein. Die hübsche Norwegerin mit dem sonnigen Haar, der solche Wege vertraut waren, hatte Mühe, das Klümpchen Unglück nicht auszulachen. Elisabeth war hilfreich, klopfte und nestelte an den verdorbenen Sachen und bot der Hinkenden den Arm. „Wir wollen auf den Dampfer zurück, bevor die Herren nachkommen," sagte sie. „Sonst spotten sie."

(Fortsetzung folgt.)